

«Bei der Bildung sind die Mädchen vorn»

Wann ist ein Mann ein Mann? Diese Frage macht vielen jungen Männern zu schaffen. Weshalb das so ist und wie ihnen geholfen werden könnte, erforscht Peter Rieker. Interview Roger Nickl und Thomas Gull

Herr Rieker, Sie befassen sich mit der geschlechtlichen Sozialisation von Jungen und jungen Männern. Jungen fallen sozial immer wieder negativ auf. Sie gelten mittlerweile als Bildungsverlierer, werden als gewalttätig abgestempelt, es wird ihnen fehlendes Gesundheitsbewusstsein und unangemessener Medienkonsum attestiert. Steht es so schlecht um die jungen Männer?

Peter Rieker: Nein, es steht nicht so schlecht um die jungen Männer heute. Sie sind, wie früher auch schon, sehr unterschiedlich. Die Zuschreibung als Verlierer bezieht sich auf einzelne, möglicherweise spektakuläre Fälle, die als Anlass dienen, eine Gruppe in eine bestimmte Schublade zu stecken. Und es gibt die Geschlechtervergleiche – im Vergleich zu jungen Frauen sind Jungen in bestimm-

Kindererziehung aktiv beteiligen. Oder sie sollen Kompetenzen zeigen, die bisher weiblich konnotiert waren, wie etwa Einfühlungsvermögen oder Verhandlungsgeschick. Insgesamt sind die Erwartungen an Männer vielfältiger geworden. Vor diesem Hintergrund sind die Männer verunsichert.

Weshalb ist es denn für die Jungen so viel schwieriger, sich anzupassen? Hat das mit dem Geschlecht zu tun? Sind unsere Wertvorstellungen «verweiblicht» – die Mädchen scheinen damit ja keine Probleme zu haben?

Rieker: Es gibt Untersuchungen, die zeigen, dass Mädchen möglicherweise eher Zugang zu Unterstützung haben, etwa über weibliche Vorbilder wie Mütter oder Erzieherinnen. Sie schaffen es

«Es macht den Eindruck, dass die Schule den Bedürfnissen und Fähigkeiten der jungen Frauen besser angepasst ist.» Peter Rieker

ter Weise auffälliger, aber das war in der Vergangenheit nicht anders. Hinzu gekommen sind die Verschiebungen im Bezug auf die Bildungserfolge. Hier haben die Frauen aufgeholt. Punkto Bildungserfolge haben sie mittlerweile den angestammten Platz der Männer erreicht. Wenn man sich die Befunde genauer anschaut, ist es aber nicht so eindeutig, dass die Jungen überall schlechter dastehen als die Mädchen.

Und doch fallen Jungen und junge Männer immer wieder negativ auf. Hat das nur mit dem Verhalten zu tun, oder haben sich die gesellschaftlichen Erwartungen verändert?

Rieker: Die Erwartungen haben sich sicher verändert. Heute wird von Männern etwa erwartet, dass sie im Haushalt mithelfen und sich bei der

aber auch, sich in der gleichaltrigen Gruppe Unterstützung zu organisieren. Es ist bekannt, dass Mädchen über alles reden. Bei den Jungen ist das nicht so. Sie sprechen weniger miteinander über Probleme, sondern machen sie mit sich selber aus.

Weshalb ist das so?

Rieker: Es könnte mit den Rollenvorstellungen zu tun haben: Bei Männern gilt es als normal, ein Problem allein zu lösen, während es bei Frauen eher normal ist, sich Hilfe zu organisieren. Solche Vorstellungen werden dann auch an die Kinder und Jugendlichen vermittelt. Es gibt auch die These, das Problem seien die abwesenden Väter. Da würde ich allerdings ein dickes Fragezeichen machen. Denn ob die Väter früher präsenter waren, wage ich zu bezweifeln.

Der für Bischoff-Ferrari bedeutende Schritt nach Amerika wurde von ihrem Mentor, Hannes Stähelin, Professor für Geriatrie an der Universität Basel, angestossen. «Sonst hätte ich vielleicht nicht den Mut gehabt», sagt sie und betont, wie wichtig Mentoren für die Karriere junger Wissenschaftler sind. Sie blieb fünf Jahre an der Havard School of Public Health und schloss mit einem Doktorat ab. Über ihr Studium und ihre Forschungsarbeit in den USA konnte sie Kontakte zu führenden Altersforschern knüpfen, auf die sie sich bis heute verlassen kann.

Perfekte Batman-Torte

In einem «Starbucks» in Boston lernte die attraktive blonde Frau ihren zukünftigen Mann kennen. Dem Amerikaner mit italienischen Wurzeln verdankt sie den rassigen Zweitnamen: Ferrari. «Wir haben allerdings nichts mit dem Autokonzern zu tun», sagt sie und lacht. Ihr Mann folgte ihr nach Europa. Im Jahr 2005 kam ihr Sohn Max auf die Welt. Danach ging es Schlag auf Schlag. 2006 habilitiert Bischoff-Ferrari an der Universität Zürich und wird 2007 Förderungsprofessorin für Prävention chronischer Erkrankungen im Alter. Kurze Zeit später baut sie das «Zentrum Alter und Mobilität» auf. Es hat zum Ziel, über praxisrelevante Forschung die Gesundheit des älteren Menschen zu fördern.

Auch wenn sie die Arbeit in Beschlag nimmt und ihr Mann einen grossen Teil der Betreuung des Sohnes übernimmt, so steht das Kind doch an erster Stelle, betont Bischoff-Ferrari. Dazu gehöre es zum Beispiel auch, Geburtstagsfeste auszurichten. Wenn ihr Sohn sich eine Batman-Torte wünsche, lege sie die wissenschaftliche Arbeit beiseite, backe den Kuchen und modelliere nach dem Vorbild aus dem Comic-Heft einen authentischen Marzipan-Muskelmann, selbst wenn es die ganze Nacht dauere. Sie ist eben auch eine Perfektionistin.

Kontakt: Prof. Heike Bischoff-Ferrari, heike.bischoff@usz.ch



Gibt es in der Öffentlichkeit Vorbilder, die eine differenzierte Männlichkeit vorleben?

Rieker: Das Öffentliche und das Private klaffen heute immer noch weit auseinander. Männeridole sind die Fussballstars und Manager. Sie sind erfolgsverwöhnt und unantastbar. Gleichzeitig setzt sich im Privaten ein deutlich anderes Männerbild durch. Hier sind – Stichwort Eltern- und Partnerschaft – andere Eigenschaften gefragt. Einen unnahbaren Kerl, der immer nur in seinem Hobbykeller herumsteht und beim Abendessen Monologe hält und nicht für einen Dialog zu gewinnen ist, den will heute niemand mehr haben. Insofern müssen wir bei der Untersuchungen von Geschlechterkonzepten alltagsrelevante Vorstellungen und Erfahrungen einbeziehen. Wenn nur abstrakte Eigenschaften abgefragt werden, führt dies dazu, dass durch die Forschung immer wieder dieselben Stereotype bestätigt werden.

Sie haben von der Kluft der Männlichkeitsbilder zwischen Öffentlichem und Privatem gesprochen. Wie kann da vermittelt werden?

Rieker: Die jungen Männer müssen für sich selbst ein Vorbild- und Entwicklungsmanagement betreiben. Sie müssen sich darüber klar werden, in welchem Kontext welches Bild von

Männlichkeit tragfähig ist. Ich glaube, die Jungen machen das heute schon. Wenn sie in ihrer Peer Group befragt werden, zeichnen sie ein anderes Bild von Männlichkeit, als wenn sie allein zuhause interviewt werden. Sie können schon relativ früh zwischen verschiedenen Vorstellungen und Verhaltensweisen hin- und herwechseln und haben ein Bewusstsein für die Anforderungen in unterschiedlichen sozialen Kontexten.

Trotzdem diagnostizieren Sie eine Verunsicherung. Deshalb nochmals die Frage: Gibt es heute eine Krise der Männlichkeit?

Rieker: Es gibt kein eindeutiges Männerbild mehr. Wenn Eindeutigkeit als Hauptbestandteil des Männerbildes angesehen wird – dann haben wir eine Krise. Wenn wir aber davon ausgehen, dass das Männerbild wie vieles andere auch nicht eindeutig ist und wir zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit wechseln und eine eigene Balance finden müssen, dann nicht. Die Anforderung zu switchen wird heute vielleicht deutlicher als auch schon gestellt.

Die Jungen sind heute Bildungsverlierer – laut einer Statistik machen 25 Prozent der Mädchen, aber nur 15 Prozent der Knaben im Kanton Zürich die

Matura. Im Zusammenhang mit Bildung wird immer wieder die These vertreten, die Schule sei heute weiblich geprägt. Vor allem, weil oft auch die Lehrpersonen weiblich sind. Trifft das zu?

Rieker: Wenn man sich nur die Matura anschaut, stimmt das. Bei der Berufsbildung dominieren dagegen die jungen Männer. Da wird es wieder ausgeglichen. Wenn man sich nur auf den akademischen, schulischen Bereich konzentriert, dann muss man davon ausgehen, dass dieser den jungen Frauen besser entspricht und dass sie erfolgreicher sind. Es macht den Eindruck, dass die Schule, so wie sie schon seit einigen Jahrzehnten organisiert ist, den Bedürfnissen und Fähigkeiten der jungen Frauen besser angepasst ist.

Zur Person

Peter Rieker ist Professor für Pädagogik mit Schwerpunkt ausserschulische Bildung und Erziehung an der Universität Zürich. In seinen Forschungen befasst er sich mit der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen mit abweichendem Verhalten und dessen Bearbeitung sowie mit Angeboten ausserschulischer Bildung und Erziehung.

Kontakt: Prof. Peter Rieker, prieker@ife.uzh.ch

Das ist schön für die Frauen. Bei den jungen Männern müssten da aber die Alarmglocken läuten.

Rieker: Wenn man die Maturaquote bei jungen Männern erhöhen wollte, müsste man sich überlegen, wie man die schulischen Anforderungen und Angebote entsprechend ausrichten könnte. Man müsste die Anforderungen beispielsweise verbreitern. Etwa indem man neben dem rein kognitiven andere, beispielsweise erfahrungsorientierte Angebote macht. Oder indem man die Angebote für ausserschulisches Lernen stärkt, wo die Jungen eher auf ihre Kosten kommen.

Wollen Sie damit antönen, dass die Buben eigentlich dümmer sind als die Mädchen und kognitiv einfach nicht mithalten können?

Rieker: Nein, überhaupt nicht. Heute ist ja viel von erweiterten Intelligenzkonzepten die Rede. Es geht nicht nur darum, etwas zu lesen, kognitiv zu verinnerlichen und zu reproduzieren, sondern auch darum, andere Bereiche miteinzubeziehen. Das müsste man auch bei der Gestaltung des Unterrichts machen. Ich glaube, die Schule müsste deshalb über erweiterte Angebote nachdenken.

Im Klartext heisst das: Die Schule, so wie sie jetzt ist, wird den Bedürfnissen der Jungen nicht gerecht?

Rieker: Mein Sohn ist jetzt gerade in die Schule gekommen. Er ist sehr bewegungsorientiert, wodurch er sich zunächst einige Sanktionen eingehandelt hat. Inzwischen hat er gelernt, dass er sich in der Schule ruhig verhalten muss, und sein Bewegungsdrang unerwünscht ist. Glücklicherweise gelingt ihm diese Anpassung. Anderen gelingt sie vielleicht weniger gut. Wenn man den Schulerfolg der Jungen erhöhen will, müsste man sich überlegen, ob man auch bewegungsorientierte Angebote integrieren und zulassen will.

Müsste man den Jungen aus der Zwangsjacke helfen und sie dadurch leistungsfähiger machen?

Rieker: Ich denke ja. Immer wieder gefordert werden mehr männliche Lehrpersonen, weil diese die Bedürfnisse der Jungen besser berücksichtigen. Studien zeigen allerdings, dass das weibliche Betreuerinnen genauso gut können.

Bei Ihrem Sohn, haben Sie gesagt, gelingt die Anpassungsleistung an die Anforderungen der

Schule. Was weiss man darüber, weshalb sie manchmal nicht gelingt?

Rieker: Wir müssen in der Tat mehr darüber wissen, wo die Anpassungsleistungen gelingen und wo sie kontraproduktiv sind. Was haben Sie für einen Preis, etwa in Hinblick auf die Motivation oder im Hinblick auf die Entwicklung von Interessen und Fähigkeiten? Durch eine Öffnung der Schule werden wir allerdings keine allumfassende Chancengleichheit erreichen. Wir müssen uns dann noch über Unterstützungsangebote Gedanken machen für Schüler, die Probleme haben mit diesen Herausforderungen.

In diesem Bereich forschen Sie ja aktuell. Sie evaluieren das Projekt «Boys to Men», das genau in diese Richtung geht. Worum geht es da konkret?

Rieker: Das Projekt setzt bei der Diagnose von unzureichenden Sozialisationsbedingungen für Jungen an. Es geht davon aus, dass Jungen Unterstützung brauchen, um die Anforderungen des Mannwerdens zu meistern. Uns interessiert, welche Probleme die Jungen beschreiben, inwieweit



EHB
IFFP
IUFPF

EIDGENÖSSISCHES
HOCHSCHULINSTITUT
FÜR BERUFSBILDUNG

INSTITUT FEDERAL
DES HAUTES ETUDES
EN FORMATION PROFESSIONNELLE

ISTITUTO
UNIVERSITARIO FEDERALE
PER LA FORMAZIONE PROFESSIONALE

MASTER OF SCIENCE (M Sc) IN BERUFSBILDUNG

- wissenschaftsbasiert und praxisorientiert
- multidisziplinär: Ökonomie, Psychologie, Soziologie und Erziehungswissenschaften
- mehrsprachig (d/f/e)
- 120 ECTS, 6 Semester (Teilzeitstudium)

Beginn: September 2013

Beratung und Anmeldung:
031 910 37 38 | msc@ehb-schweiz.ch



www.msc.ehb-schweiz.ch | www.msc.iffp-suisse.ch | www.msc.iuffp-svizzera.ch

sie ihre Entwicklung als schwierig empfinden und ob das Projekt auf ihre Bedürfnisse eingeht.

Was bietet «Boys to Men» konkret an?

Rieker: Es wird ein Ersatz dafür geboten, was man früher Initiation nannte. Das heisst, Jungen wurden in das Mannsein initiiert, um dann auch als Mann agieren zu können. Es werden Abenteuerwochenenden angeboten, in denen die Jungen verschiedene Prüfungen absolvieren.

Das tönt nach einem Pfadfinderlager, an dem sehr traditionell männliche Werte vermittelt werden.

Rieker: Es geht darum, in der Natur Herausforderungen zu bewältigen und sich so auch der eigenen Grenzen, Wünsche und Bedürfnisse bewusst zu werden. Dabei werden die Jungen von Mentoren begleitet. Das Projekt soll die Erfahrung von abwesenden oder unansprechbaren Vätern kompensieren.

Wer bietet das an?

Rieker: Das Projekt stammt ursprünglich aus den USA. Unsere Frage ist auch, ob damit wirklich diejenigen erreicht werden, die Unterstützung brauchen, und nicht nur diejenigen, die die Pfadfinder verpasst haben und das jetzt nachholen wollen. Das ist noch eine offene Frage. Zu klären wäre auch, ob mit einem traditionellen Konzept, wie dem der Initiation, auch in modernen gesellschaftlichen Zusammenhängen mit ihren veränderten Anforderungen die notwendige Klarheit und Stabilisierung erreicht werden können.

Gibt es andere Angebote, um den jungen Männern zu helfen, ihre Männlichkeitskrise zu meistern?

Rieker: Es gibt verschiedene Ansätze. Alle sind mit bestimmten Schwierigkeiten verbunden. Es gibt Versuche, im Rahmen der offenen Jugendarbeit emanzipatorisch zu arbeiten. Man kann versuchen, mit Jungen über geschlechtliche Machtverhältnisse und über die Vorstellung von Geschlechterrollen kritisch ins Gespräch zu kommen. Ich habe einige solcher Projekte begleitet. Die sahen alle nicht richtig gut aus.

Weshalb?

Rieker: In der Regel stammen sie aus der mittelschichtorientierten Männerarbeit und werden

dann mit Jungen aus bildungsfernen Schichten oder mit Migrationshintergrund umgesetzt. Die können mit solchen Angeboten nicht viel anfangen. Sie wollen sich ihre Männlichkeit nicht durch Reflexionen in Frage stellen lassen. Es ist sehr schwierig, solche Projekte auf eine andere Zielgruppe zu übertragen.

Das tönt nicht sehr optimistisch. Die bildungsfernen Jugendlichen, die ja oft das Problem sind, wollen sich ihre Männlichkeit nicht nehmen lassen. Das Scheitern ist dieser Einstellung aber auch inhärent. Kann man da überhaupt helfen?

Rieker: Man braucht zuerst einmal mehr Wissen darüber, wo es Unterstützungsbedarf gibt, wo die Jungen erreicht werden können und wie die Bedürfnisse aussehen. Und dann brauchen wir entsprechende Angebote. Da ist erst wenig vorhanden, im Gegensatz zur weit entwickelten

forderungen warten, wird zu wenig deutlich. Das müsste sich ändern.

Sie haben das ökonomische und soziale Ungleichgewicht angesprochen. Angesichts der heutigen Maturaquote ist es eine Frage der Zeit, bis sich dieses umkehrt. Punkto Bildung haben die jungen Männer heute weniger Chancen. Müsste da nicht eine Balance sein?

Rieker: Das ist tatsächlich die Frage. Momentan besteht, wie gesagt, diese Zweiteilung: Bei der Bildung sind die Mädchen vorn, auch beim Studium. Sobald es um die berufliche Etablierung geht, ändert sich das. Das hat mit der Vereinbarungsproblematik von Beruf und Familie zu tun, die auf Kosten der Frauen geht. Hier braucht es ein verstärktes Bewusstsein darüber, dass die Vereinbarungsproblematik beide Geschlechter betreffen sollte. Eine Interpretation, die nicht wissenschaftlich abgestützt ist, geht davon aus, dass die Jungen

«Es reicht heute nicht mehr, ein Mann zu sein, um im Beruf eine gute Position zu erreichen.» Peter Rieker

Mädchenarbeit. Gesellschaftlich und finanziell werden solche Projekte kaum unterstützt. Wir brauchen auch ein Bewusstsein dafür, dass diese Arbeit hilfreich und wichtig ist.

Apropos Bewusstsein: Der Feminismus der 1960er- und 1970er-Jahre hat gesellschaftlich Vieles verändert. Braucht es heute eine vergleichbare Emanzipations- und Aufklärungsbewegung für Männer?

Rieker: Dafür fehlen die Voraussetzungen. Der Feminismus ist aus einem sozialen Ungleichgewicht heraus entstanden. Etwas Vergleichbares wird es im Hinblick auf Männlichkeit nicht geben.

Aber unsere Gesellschaft ist punkto Männlichkeit schon etwas unterbelichtet?

Rieker: Ja, eindeutig. Und das muss ins Bewusstsein gehoben werden. Wenn der SNF ein Forschungsprogramm aufgleist, in dem es um die Gleichstellung der Geschlechter geht, dann geht es vor allem um die Gleichstellung der Frau. Dass es aber auch um Männlichkeitsbilder gehen müsste und dass in diesem Bereich neue Heraus-

in der Schule nicht gleich motiviert sind wie die Mädchen, weil sie davon ausgehen, dass sie sowieso beruflich erfolgreich sein werden, weil Männer eben immer beruflich erfolgreich waren.

Aber die Bildungsverlierer gibt es ja bereits – die Jungen, die gar nicht in die Lage kommen werden, je in einem Chefsessel zu sitzen. Oder?

Rieker: Vielleicht muss zuerst einmal klar werden, dass die Männer im Beruf nicht mehr automatisch erfolgreich sind. Dass es nicht mehr reicht, ein Mann zu sein, um im Beruf eine gute Position zu erreichen. Wenn sich das stärker im Bewusstsein verankert, beginnt sich vielleicht auch etwas zu verändern.

Die Krise der Männlichkeit muss also noch grösser werden?

Rieker: Möglicherweise muss sie erfahrbarer werden. Damit sich die Männerbilder ändern und damit sich bezüglich der öffentlichen Unterstützung etwas ändert.

Herr Rieker, besten Dank für das Gespräch.